

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 5

Artikel: Der entzauberte Nikolaus
Autor: Gasser, Irene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erzählten von lauten, handgreiflichen Streitereien, in deren Verlauf der Hanni meistens siegte. Für ihn war es schlimmer, dass seine Schwester stunden- und tagelang «kifelte» und keinen guten Faden an ihm liess. Vor ihrem Mundwerk flüchtete er sich, wenn es ging, in den Wald oder zu einem Nachbarn. Aber da er viel an Hexenschuss und bösen Beinen litt, war er wirklich ein armer, ihrer Willkür ausgelieferter Mann. Wenn sich die alten Geschwister in unserer Stube trafen, taten sie wie zwei Freunde. Ein Murren war ihr Gruss. Der Hanni wusste keinen Spruch. Er stand einfach da und sagte kein Wort. Eifersüchtig spähte die Bin, ob der Bruder auch ja nicht mehr erhalten. Dann wickelte sie ihr Sacktuch und den Schal und sagte, diesmal mit sicherer, gewaltiger Stimme: «I säg vielmol Vergält's Gott und wünsch i viel Glück und Gottes Säge. Bliibid gsond und läbed woll.» Dann, mit einem Seitenblick auf den Bruder, keifte sie:

«Säg Vergält's Gott, du Ufloit!»

Der Hanni schaute meine Mutter nur an und die wusste schon, wie er es meinte.

Im Verlaufe des Tages klopften dann noch ihrer drei oder vier an. Da war die hagere, kränkliche Mutter vieler Kinder, deren Mann ein leichtsinniger, doch gutmütiger Kerl war. Sie kam mit dem verlegenen, verschämten Gesicht jener Leute, die es einmal recht gehabt haben und jetzt schwer tun, fremde Hilfe zu suchen. Gewöhnlich hatte sie ein

paar Kinder bei sich, die im tiefsten Winter zerrißene Schuhe und verwachsene Kleider trugen. Die «Spend» war für diese Frau wie ein Tropfen in den See, aber ich erinnere mich noch gut an das dankbare Lächeln, mit dem sie das Geld der Armen in Empfang nahm. Früher war es vorgekommen, dass ihr Mann die Spende geholt und für sich verbraucht hatte. Aber seitdem mein Vater einmal aus abgründigen Augen ihn angeschaut und einen Lumpen genannt hatte, versuchte er es nicht mehr.

Wenn der Vater daheim war, gab er manchmal ein paar Franken zur Spend, weil ihm schien, sie reiche dann weiter. Doch wenn ihm die Armen dankten, war er verlegen wie ein Beschenkter. Mit wenigen Worten tat er den Dank ab. Wir Kinder bedauerten das, denn bei Vater blieben die Leute nie lange, und uns brachten sie doch eine ganz neue Welt in die Stube. Mutter hatte immer einen Birnwecken bereit oder für die Späten einen Teller Erbsensuppe. Sie unterhielt sich mit ihnen, und wir hatten das Gefühl, die Frauen und Männer schätzten ihre Anteilnahme und gute Worte so viel wie das Almosen.

Ich weiss nicht, ob in meiner Heimat der «Spend»-Brauch noch besteht. Vielleicht schickt man heute das Zinsengeld mit der Post in die Stuben der Armen. Oder am Ende gibt es auch keine so bescheidenen Leute mehr, die um ein paar Franken Almosen den Weg zum Pfleger machen und «Vergelt's Gott!» sagen wollen.

Der entzauberte Nikolaus

Es ist mir, als sei es gestern gewesen: Ich stand im Kinderzimmer, über dessen grüne Tapeten rot-schimmernde Papageien flatterten, meine weisse Sonntagsschürze knisterte vor Stärke und in meinen Haaren leuchtete wie ein kleiner verirrter Schmetterling ein gelbes Haarband. Dann ging die Türe auf, und mein kleiner Freund Christoph trat ein. Tief in mir lachte etwas, denn ich fühlte mich Christoph so unendlich überlegen. Meine Mutter hatte ihn eingeladen, weil der Samichlaus kam; und in des Buben Augen stand eine heftige, angstvolle Erwartung. «Ich habe ganz von ferne ein Glöcklein gehört», sagte er, «das war sicher der Samichlaus.» Und wieder stieg in mir eine übermütige Fröhlichkeit auf; Christoph war ja so dumm, und ich hatte nicht umsonst drei ältere

Brüder. Letztes Jahr hatte ich gezittert und gebangt wie Christoph; doch dieses Jahr war ich aufgeklärt und wusste, dass es keinen Nikolaus gab. Der Samichlaus — das war Onkel Ferdinand. Er trug eine Pelerine vom Grossvater und einen weissen, wallenden Wattenbart. Alle Kläuse der Welt zogen sich so an, damit die Kinder sich fürchteten, und aus lauter Angst vor- und nachher brav waren. Das wusste ich, und ich fühlte mich reif und gross, weil ich mit den Erwachsenen ein Geheimnis teilte.

Doch Christoph hatte meinen Stand der Reife noch nicht erreicht. Er stand da in seinem dunklen Matrosenanzug und sah aus wie ein Häuflein Unglück. Man hatte mir Weisung gegeben, ihm ja nichts von meinem reifen Wissen mitzuteilen. Ich sollte ihm seinen Klaus-Glauben lassen und

tat dies mit höchster Genugtuung. Es war mir zu Mute wie den Zauberern und Medizimännern primitiver Stämme: Ich hütete ein Wunder, das keines war, und ich bewahrte Glauben, wo ich selber keinen besass. Oh, dieses erstmalige Gefühl geistiger Ueberlegenheit! Ich habe es niemals mehr so stark empfunden wie damals. «Christoph», sagte ich, als wir an unserem kleinen Tischchen sassen und friedlich mit Bauklötzen spielten, «unser Samichlaus hat einen besonders grossen Sack, und er nimmt alle Kinder mit, die vor dem Einschlafen den Daumen in den Mund stecken.» Christoph fuhr so erschreckt zusammen, dass sein ganzer Bauklotzturm polternd einstürzte. «Weisst du das ganz sicher?» flüsterte er, und ich nickte unerschütterlich und fuhr gelassen fort, Stein auf Stein zu stellen. «Kinder, die Spinat nicht mögen, nimmt er auch mit», fuhr ich nach einer Weile fort, als der Bub sich ein bisschen beruhigt hatte. «Und auch alle, die Linsen nicht essen und die weinen, wenn es Kalbskopf gibt.» — «Spinat?» keuchte Christoph, «Linsen, Kalbskopf?» — «Spinat, Linsen, Kalbskopf!» bestätigte ich. «Wenn man diese Dinge, die der Samichlaus ganz besonders gern hat, nicht isst, kommt man in eine dunkle Hütte, und dort muss man jeden Tag dies essen, und zwei Eulen passen auf und schreien die ganze Zeit ‚Uhu — uhu—‘.»

Schauerlich gellte mein Eulenruf durch das Zimmer, die Tapetenpapageien sahen plötzlich ganz gefährlich aus, und der kleine Christoph brach in jämmerliches Geheul aus. Er weinte so laut, dass ich Angst bekam, meine Mutter könnte uns hören, und so redete ich voller Eifer auf ihn ein: «Hör auf, du brauchst dich nicht zu fürchten. Meine Brüder haben ein grosses Pfadfindermesser. Das holen wir, und wenn du im Sack drin steckst, so schneide ich dich sofort heraus.» Diese Aussicht beruhigte Christoph ein wenig, noch mehr aber interessierte ihn das Messer, und so dämpfte er seine Schreistimme, und mit tropfender Nase und nassen Augen machte er sich mit mir auf die Suche nach dem Messer. Danach sassen wir eine Zeitlang wieder friedlich nebeneinander und benutzten das grosse Messer dazu, meine sämtlichen Stofftiere zu sezieren. Vom Nikolaus sprachen wir nicht mehr. Aber es kroch die Dämmerung ins Zimmer, die roten Papageien färbten sich dunkler, schwarze Schatten zogen sich über den Fussboden, und unsere sezierten Tiere sahen mit einem Male ganz schauerlich aus. Der Elefant lag ohne Kopf da, aus seinem Bauch quollen dicke Sägespäne;

der abgeschnittene Hals der Giraffe krümmte sich furchterregend, und mein Lieblingshund Barri schaute mich jämmerlich an, weil wir ihm sein Bein abgenommen hatten. Mir wurde ängstlich zu Mut: eine Bilderbuchgeschichte kam mir in den Sinn, da ein Bub Fritzli in der Nacht von all seinen kaputten Spielsachen zur Rechenschaft gezogen wird, und ich fürchtete, dass es mir ähnlich ergehen könnte. In diese Stille hinein drang von weitem ein leiser Ton. Ich könnte heute mit dem besten Willen nicht mehr sagen, was es gewesen ist. Vielleicht eine Uhr, vielleicht eine Hauglocke, vielleicht überhaupt nichts. Aber als damals Christoph aufsprang und im Tone tiefsten Entsetzens ausrief: «Der Samichlaus kommt, der Samichlaus kommt!» und als ich dabei die Sägespänebescherung auf dem Tische ansah —, da, ja da war es mit meiner Aufklärung geschehen. Wie Christoph war ich von tiefstem Entsetzen erfüllt; wir drückten uns in eine Kastenecke, fassten uns an den Händen und starrten mit schreckgeweiteten Augen in die Dämmerung des Zimmers, das plötzlich voller Geheimnisse und Gefahren war. Und diese Geheimnisse und Gefahren krochen auf uns zu, sie hüllten uns ein, und mit einem verzweifelten Schrei riss ich die Türe auf und rannte hinaus in die Stille des Hausflurs. Ich jagte die Treppen hinauf, dachte an nichts, mein Herz klopfte wild, und aus einer fernen Dunkelheit stiegen rote, kreisende Ringe auf. Mit einem Male stand ich vor der Türe unseres Gastzimmers; ich wusste nicht, wieso ich hierher gekommen war, und ich merkte auch erst jetzt, dass Christoph mir die ganze Zeit gefolgt war. Er fasste wieder nach meiner Hand, sie war kalt und wie leblos, und aus irgend einem Impuls heraus drückte ich auf die Klinke, und wir traten in das Zimmer. Ich kam sonst selten hierher, nur wenn jemand zu Besuch da war, und ich mochte das Zimmer nicht, weil es muffig und unfreundlich roch. Jetzt aber wünschten wir nichts als einen Schutz gegen die drohende Aussenwelt, und so schlichen wir uns hinein. Merkwürdigerweise brannte Licht und ein leiser Hauch von Tabak umfing uns. Auf dem Bett lagen — man höre und staune — eine Pelerine, ein Bart, ein Sack und eine lange Rute. Friedlich standen davor zwei hohe Stiefel, Erst erfassten wir gar nicht, was wir da sahen; wir betasteten die Pelerine, zupften am Wattenbart, und Christoph sagte andächtig: «Das sind ja Samichlaus-Kleider.» Da wurden mir alle Zusammenhänge klar. Meine ganze Angst verflog, aus meiner Aufregung

von vorher brach ein wildes, brüllendes Gelächter aus; es schüttelte mich geradezu, und stossweise rief ich immer wieder: «Da zieht sich Onkel Ferdinand um! Hier holt er seine Klaus-Kleider.» Und ich hängte mir den Bart um, schlüpfte in die Stiefel und brummte: «Du musst in den Sack, du musst in den Sack.» Regungslos starnte mich Christoph an. Er war schneeweiss, und seine dunklen Augen brannten. «Du musst in den Sack, weil du den Daumen in den Mund steckst», schrie und johlte ich wieder, aber der Bub lachte nicht. Er packte mich plötzlich ganz fest und sagte leise: «Du meinst, Onkel Ferdinand ist der Samichlaus? Oder du, oder jeder, der solche Kleider hat?» — «Natürlich», bestätigte ich, «ich weiss das schon lange.» — «Dann gibt es keinen Klaus, und keine Hütte und keinen Esel und kein Glöcklein?» fuhr der Kleine eindringlich fort. Ich schüttelte den Kopf, aber lachen mochte ich nicht mehr. «Und auch kein Christkind, keinen Osterhasen, keine Engel, keinen lieben Gott, keinen Himmel, keine Hölle, keinen Sandmann — einfach alles, was man nicht sieht, gibt es nicht?» — «Ich glaube nicht», stotterte ich, «ich weiss nicht, ich muss einmal Mami fragen.»

Und dann standen wir da und wussten nichts mehr zu sagen. Wir starnten auf die Klaus-Kleider, wir zupften geistesabwesend am Bart — und Christoph fing leise an zu weinen. «Warum weinst

du?» fragte ich, «du musst ja jetzt keine Angst mehr haben.» — «Aber ich will ja Angst haben», schluchzte er kläglich, ich will nicht, dass es nichts mehr gibt.» Und dies begriff ich. — Ich triumphierte nicht mehr, meine Ueberlegenheit war dahin. Erst nachdem ich durch Christoph nochmals den Wunderglauben erlebt und nun die Wunderlösung leibhaftig vor mir sah, erst jetzt war ich aufgeklärt. Und es ging mir wie Christoph: Ich sah die Welt leer vor mir, und in diesem dunklen Gastzimmer berührten uns die kalten Schwingungen des Nichts.

Was soll ich euch noch sagen? Die Geschichte vom entzauberten Nikolaus ist mit jener Gastzimmerszene zu Ende. Dass ich nachher Schläge bekam, dass Christophs Eltern furchtbar böse waren und ihren Buben niemals mehr zu uns schickten — das alles zählt nicht. Es zählt einzig die Tatsache, dass uns beiden die Welt damals entzaubert ward und dass wir seit jener Stunde jenseits der frühen Kindheit standen. Mag sein, dass wir vieles wieder vergassen, dass wir uns später auch wieder einbildeten, an Wunder zu glauben — aber das Rechte war es nicht mehr. Das Rechte, nämlich den bewussten Glauben an das Wunder, den Willen zu glauben, was man nicht fassen kann, das mussten wir, wie jeder Mensch, in vielen schweren Lebensjahren neu erlernen.

Irene Gasser

N O V E M B E R

S T Ü R M E

P E T E R K I L I A N

Tief rauscht der Wald,
der Sturm schwillt an,
der Nordwind rast,
wird zum Orkan.

Der Blätter Wirbeltanz
fegt wild dahin
und Wolkenschwärme
tief am Himmel fliehn.

Das Sturmgebraus,
derdürre Blättersang,
erfüllt die Wälder
tag- und nächtelang.

Die Wolken sturmzerfetzt
am Himmel fliehn,
oh, dunkle Schwermut
der Novembersymphonien ...